

Hugo Loetscher

Wie ist der Zustand der Schweiz und ihrer Gesellschaft? Der Schriftsteller und Journalist Hugo Loetscher hat sich zeitlebens mit dieser Frage auseinander gesetzt. Gegenüber "persönlich" äussert sich der 74-Jährige über den Stellenwert des Fernsehens, die Eitelkeit und seine Berufskollegen Friedrich Dürrenmatt, Max Frisch und Adolf Muschg. Loetschers neustes Buch "Lesen statt klettern" (Diogenes Verlag) handelt von der Schweizer Literatur und ihren Exponenten. Interview: Matthias Ackeret und Oliver Prange, Fotos: Marc Wetli

"Der Stellenwert der leeren Phrasen hat zugenommen, weil die Gesellschaft weit gehend ihre Orientierung verloren hat."

"Die Schweiz verkörpert nicht die Demokratie schlechthin, sondern vielmehr die Geschichte einer Demokratie."

"Die Konkordanzdebatte macht die Politik endgültig zur Karikatur."

"Adolf Muschgs Forderung, wonach wir deutsche Kulturbürger werden sollen, ist absurd. Eine solche Anbiederung kann ich nicht verstehen."

"Die Journalisten können auf das schlechte Gedächtnis ihrer Leser vertrauen. Heute ist heute – und morgen ist morgen."

"Ich habe einmal vorgeschlagen, die Präambel der Bundesverfassung 'im Namen Gottes' durch 'im Namen der Revision' zu ersetzen."

"Wir leben in einem Zeitalter, in welchem alles moralisch motiviert werden muss."

"Frisch hatte Jünger, Dürrenmatt hielt Hof."

Herr Loetscher, die Bundesratswahlen gelten als die Spannendsten der letzten Jahrzehnte. Wie beurteilen Sie persönlich das Ganze aus der Warte des Schriftstellers?

“Die Konkordanzdebatte macht die Politik endgültig zur Karikatur. Statt Bundesräte zu wählen, die für eine bestimmte Kompetenz stehen, diskutiert man, welcher Partei oder welchem Kanton sie angehören müssen, um überhaupt gewählt zu werden. Doch die Schweiz hat ganz andere Probleme.”

Hat sich die Konkordanz überholt?

“Im Prinzip schon, obwohl dieses Modell lange Zeit seine Berechtigung haben mochte. Doch was heisst Konkordanzregierung? Ausländische Kollegen fragen mich, warum beispielsweise die Grünen im Bundesrat nicht vertreten sind. Auch das wäre eine denkbare Konkordanz.”

Sie haben die Probleme der Schweiz angesprochen. Welches sind die dringendsten?

“Die Schweiz muss ihre Rolle in Europa finden. Föderalismus gegen innen ist das eine, Föderalismus gegen aussen das andere. Die Furcht, wonach die deutsche Schweiz bei einem Zusammenwachsen Europas Richtung Deutschland abdriften wird, halte ich für absurd. Wir sollten lernen, ein Land unter anderen zu werden. Das ist doch das Spannende an diesem Prozess. Wir Schweizer sitzen auf einem hohen Ross und glauben immer noch, dass wir die exklusivste Demokratie der Welt verteidigen müssten. Die Schweiz verkörpert nicht die Demokratie schlechthin, sondern vielmehr die Geschichte einer Demokratie. Diese wurde auch nicht vor 700 Jahren eingeführt, sondern ist ein historischer Prozess. Unsere Frauen können erst seit 30 Jahren an die Urne, die Juden verfügen seit Ende des 19. Jahrhunderts über politische Rechte, und ohne Napoleon gäbe es vielleicht immer noch Untertanenkantone. Gottfried Keller, weiss Gott kein Undemokrat, stellte sich gegen ein allgemeines Wahl- und Stimmrecht.”

Aber wird die Schweiz irgendwann der EU beitreten?

“Zweifelsohne – und vielleicht schleichend. Wenn es unseren Nachbarländern ökonomisch besser geht, wird die Volksmeinung kippen. Aber ein Beitritt sollte nicht nur aus wirtschaftlichen, sondern auch aus ideellen Gründen erfolgen. Ich hoffe, dass dieser stattfinden wird, bevor er unausweichlich wird. Nur dann können wir noch über die Modalitäten mitdiskutieren. Die lästige Fluglärmdiskussion wäre anders verlaufen, wenn die Schweiz EU-Mitglied wäre.”

Aber trotzdem, findet nicht bereits eine Annäherung an Europa statt, ohne dass jemand darüber spricht?

“Ich glaube schon. Viele Preise in der Schweiz sind bereits mit Euro angeschrieben. Es gibt bei uns bald bereits mehr Euros als

Franken, nur will dies niemand wahrhaben. Sollten wir Europa wirklich einmal beitreten, inszenieren wir dies als gut schweizerischen Kompromiss. Dazu gibt es eine historische Parallele: Unsere Vorfahren haben unsere Währung – wie andere europäische Länder auch – als Franken bezeichnet. So weit, so gut. Gleichzeitig aber den Cent einzuführen, wäre zu viel des Guten gewesen. So haben wir neben dem Franken für die deutsche Schweiz den exklusiven Rappen.“

Sie gelten als Kosmopolit. Was schätzen Sie an der Schweiz?

“Ich wohne seit Jahrzehnten in der Zürcher Altstadt, wohin ich nach meinen Reisen gerne zurückkehre. Ich liebe das Lokale; das Lokale schliesst das Kosmopolitische nicht aus. Ich könnte jetzt Goethe’sch werden: “Ich bin Weimarearner und Weltbürger.” Problematisch wird es, wenn wir Schweizer mit unserer Neigung zur Provinz das Provinzielle ideologisieren, wenn wir uns eine nationale Bescheidenheit zulegen, um uns vor der grösseren Verantwortung zu drücken. Oder wenn wir zur Überzeugung gelangen, Provinz sei Schicksal. Dem hab ich den Schlusssatz in meinem Buch vom ‘Lesen statt klettern’ entgegengestellt: ‘Provinz ist nicht eine Gegebenheit, sondern eine Entscheidung.’ Viele meiner Kollegen glauben, das wahre Leben finde ausserhalb unserer Grenzen statt. Adolf Muschgs Forderung, wonach wir deutsche Kulturbürger werden sollen, ist absurd. Eine solche Anbiederung kann ich nicht verstehen. Das wahre Leben findet sowohl hier wie dort statt – oder nirgends.“

Auch in Ihrem neusten Buch “Lesen statt klettern” kritisieren Sie Ihren Berufskollegen Adolf Muschg. Warum eigentlich?

“Vor lauter Eifer, beim Gutmachen ganz vorn zu sein, ist sein Protestieren oft prompter als durchdacht und wird zur Manie. Aber meine Kritik gilt nicht primär ihm oder anderen Personen, sondern den literarischen Mentalitäten. Wir leben in einem Zeitalter, in welchem alles moralisch motiviert werden muss. Ödipus kann am Ende des Theaterstücks nicht sagen: ‘Ich habe einen Komplex!’ Dieser Komplex sollte aus seinem Verhalten ersichtlich sein. Literatur erklärt nicht, Literatur stellt dar. Gustave Flaubert erklärt in ‘Madame Bovary’ nicht den Ehebruch in der Provinz, sondern beschreibt ihn. Erklärt man etwas, bringt man die Sache zwar auf den Punkt, lüftet aber gleichzeitig ihr Geheimnis.“

Alle wollen von ihren Komplexen und Ängsten geheilt werden...

“Boshaft gesagt, wir sind eine Nation von Geheilten. Bei jeder Verfassungsrevision sollte dies berücksichtigt werden: ‘Jeder Schweizer hat ein Anrecht auf Heilung.’ Die Dauerpsychologisierung unserer Gesellschaft hat paranoide Züge angenommen. Die Geheilten brechen auf, um die Nochnichtgeheilten auch zu heilen. In der Literatur bin ich

enttäuscht, wenn jeder Sachverhalt oder Charakter psychologisch erklärt wird. Dadurch geht jegliche Spannung verloren.”

Sie gehen in Ihrem neusten Buch noch weiter und bevorzugen Friedrich Dürrenmatt gegenüber Max Frisch.
“Das ist fast schon ein Glaubenssatz. Zum einen fühlte ich mich Dürrenmatt seelenverwandt. Wir publizierten nicht nur in den gleichen Verlagshäusern – zuerst Arche, später Diogenes –, ich habe ihn auch öfters in Neuenburg besucht. Dürrenmatt hatte – wie auch Frisch – ein kritisches Verhältnis zur Schweiz. Doch der Unterschied war eklatant: Frisch hatte Jünger, Dürrenmatt hielt Hof. Als vor einigen Monaten Frischs Roman ‘Homo Faber’ in einer Jubiläumssendung des Literaturclubs erneut besprochen wurde, verrissen ihn alle Kritiker. Viel schlimmer, als ich es je gewagt hätte. Meine Kritik an seinem berühmten Stück ‘Andorra’ trug mir viele Anfeindungen ein. Zudem hat Frisch in einem seiner Aufsätze geschrieben, der Mexikaner sei ein Gemisch von negativen Eigenschaften. Wenn ich solches lese, werde ich stink-sauer. Mein Verhältnis zu Frisch war ambivalent. Mein Aufsatz über ihn in meinem Buch ‘Lesen statt klettern’ heisst erschwerte Verehrung. Verehrung nicht nur für sein letztes Werk ‘Der Mensch erscheint im Holozän’.”

Wie beurteilen Sie den Zustand unserer Gesellschaft? Man hat den Eindruck – frei nach Tom Wolfes Roman ‘Fegefeuer der Eitelkeiten’ – unsere Gesellschaft sei egomanischer geworden.
“Das hat nicht nur mit Eitelkeit, sondern auch mit dem Stellenwert des Fernsehens zu tun. Heute geschieht alles in der Öffentlichkeit. Obwohl es das Fernsehen bereits seit fünfzig Jahren gibt, hat der wahre Durchbruch erst in den letzten Jahren stattgefunden. Eine politische Karriere ohne Hilfe des Fernsehens ist heute praktisch undenkbar, die Farbe der Krawatte wird wichtiger als die Aussage. Mancher Auftritt verkommt zur Pose. Früher hingegen scheuten sich die Politiker und Kulturschaffenden vor diesem Medium und betrachteten es als etwas Ordinäres.”

Ist dies nur in der Politik der Fall?

“Nein, auch in der Kultur oder dem Journalismus erleben wir durch die Personalisierung ein ähnliches Phänomen. Es gibt den Autorenfilm oder den Autorenregisseur. Die Verpackung wird immer wichtiger: So geht man nicht wegen Shakespeare ins Theater, sondern wegen der Regisseurs, der ihn inszeniert, eine Ausstellung beurteilt man weniger aufgrund der gezeigten Bilder, sondern nach der Aufmachung des Katalogs. Auch als Schriftsteller stelle ich eine ähnliche Entwicklung fest. Manchmal habe ich den Eindruck, dass der Lektor beinahe schon mehr zählt als der Autor eines Buches. Der Inhalt wird zweitrangig, entscheidend ist vielmehr, wie sich der Schriftsteller gegen aussen gibt. Das Extra-Literarische ersetzt das Literarische. Im Journalismus erleben wir dasselbe Phänomen: Der Journalist

berichtet nicht mehr als neutraler Berichterstatter über einen bestimmten Sachverhalt, sondern als Person. Es wird alles – wie der Name Ihrer Zeitschrift sagt – persönlich. Der Kontext der Eitelkeit hat sich so gesehen verändert. Viele Menschen – vor allem im Medien- und Kulturbereich – frisieren ihre Biografie so lange, bis sie selber daran glauben.”

Im Medienbereich?

“Die Journalisten können auf das schlechte Gedächtnis ihrer Leser vertrauen. Heute ist heute – und morgen ist morgen. Wenn die Leser alles Publizierten registrieren würden, müssten einige von Ihnen ihren Job aufgeben. Plötzlich wird das Gegenteil von dem vertreten, was gestern noch aktuell war. Ich verlasse mich längst nicht mehr auf mündliche Aussagen, sondern nur noch darauf, was ich schwarz auf weiss in der Zeitung lese. Der Hang zur subjektiven Betrachtung hat massiv zugenommen. Doch es gibt bestimmte Fakten, die man nicht verdrängen darf. Journalistisches Schreiben liegt zwischen dem Standpunkt, den man einnimmt, und den Fakten, die man gelten lässt.”

Sie plädieren für eine faktentreue Darstellung. Gibt es die überhaupt?

“Das ist die Urfrage: Was ist die Wahrheit? Wir können die Wahrheit nur über Sprache ausdrücken – dasselbe gilt auch für die Unwahrheit. Darin liegt die Ambivalenz der Sprache. Deswegen war ich froh, dass ich mich über den Irak-Krieg aus verschiedenen Quellen informieren konnte. Welche politische Couleur ein Journalist hat, ist nicht so wichtig, Hauptsache er vertritt eine Meinung offen. Wenn ich seine Haltung kenne, weiss ich auch, wie viel ich abzählen muss. Nur so kann ich mich objektiv informieren. Schwierig wird es hingegen bei denjenigen Journalisten, die ich nicht kenne. Da habe ich keine Ahnung, was erfunden ist und was nicht.”

Wurde durch das Fernsehen nicht auch der Populismus gestärkt?

“Die Medien fördern das plakative Denken. Als Intellektueller habe ich immer diese Kollegen beneidet, die jedes Problem als ja oder nein, schwarz oder weiss klassifizieren konnten. Ich hingegen bin der Ja-aber-Typ. Darum ist die differenzierende Presse so wichtig. Wer ein Problem von der Sache her analysiert, verfällt weniger in ein solches Schema. Beim Fernsehen habe ich eine sehr interessante Erfahrung gemacht. Die Fernsehberichterstattung über den Irak-Krieg war sehr differenziert. Nicht zuletzt, weil viele Reporter und Experten vor Ort waren und die konkrete Situation einschätzen konnten, während die Kommentatoren in den Mutterhäusern viel an der Wahrheit herumdichteten. Eine paradoxe Erkenntnis: Je weniger sie von der Welt kennen, desto mehr wissen sie, wie sie läuft.”

Sie haben sich vorher als Intellektuellen bezeichnet. Oftmals wird dieser Begriff als Schimpfwort verwendet. Haben Sie dies auch erlebt?

“Natürlich. Doch ich habe ein positives Verhältnis zu diesem Begriff. Für mich ist ein Intellektueller keine Berufsgattung, sondern eine Lebenseinstellung. Ein Intellektueller muss keinen Dokortitel oder höhere Bildung besitzen, sondern hat die Fähigkeit, Dinge zu reflektieren. Er fixiert sich nicht einfach auf blosse Glaubenssätze.”

Aber sind nicht gerade Intellektuelle manchmal zu fest auf ihre Meinung fixiert?

“Viele Intellektuelle vernachlässigen den emotionalen Faktor. In den Sechziger- und Siebzigerjahren sind viele Intellektuelle nach Südamerika gereist und wollten eigentlich nur das sehen, was sie glaubten, sehen zu müssen. Viele Intellektuelle haben sich auf ihre ausgedachte Wahrheit und auf Angelesenes verlassen und sprachen ausschliesslich von Modellen. Das Wissen verleitet auch zur Bestätigung von Vorurteilen. Ich versuchte es anders zu halten; ich liess ein Land und seine Bewohner auf mich einwirken. Ich nenne dies ‘methodische Unschuld’. Ich versuche, mein Wissen über ein Land auszuklammern, was sowohl zur Bestätigung wie auch zur Widerlegung der Wahrheit führen kann.”

Und das gelingt?

“Es ist eine Methode, um gewisse Sachen zu begreifen. Natürlich gibt es in der heutigen Zeit nicht mehr die absolute Unschuld. Durch Bücher und Medien hat man bereits im Vorfeld sehr viele Kenntnisse über fremde Kulturen. Es reist niemand nach Rom, um zu sehen, wie Rom ist. Man reist nach Rom, um sich zu vergewissern, dass es einen Papst hat. Das ist der Unterschied. Wissen ist nichts Verderbliches. Aber es gibt eine Limite des Wissens, welches von einer gewissen Naivität geprägt ist. Der grösste Teil der Eroberer reiste nach Südamerika und teilte die Bewohner in Heiden und Christen auf. Eine Minderheit aber interessierte sich für deren Bräuche und Sitten. Diese Menschen sind mir sympathisch. Wenn man eine Sache vorurteilslos betrachtet, ist man gezwungen, sein Wissen zu korrigieren. Das ist ein ständiger dialektischer Prozess der Rede und Gegenrede. Dasselbe erlebe ich beim Schreiben.”

Sie haben früher für die Weltwoche geschrieben, welche – beispielsweise – eindeutig für den Irak-Krieg Stellung genommen hat. Hat Sie dies gestört?

“Wir hatten in dieser Zeitung einmal eindeutig gegen den Vietnam-Krieg Stellung bezogen – damals in liberaleren Zeiten. Bei der Weltwoche stört mich nicht nur die Berichterstattung über den Irak-Krieg, sondern die ganze politische Ausrichtung. Mich störte bei diesem Konflikt, dass eine Macht ihre Interessen kritiklos durchsetzen konnte. Wäre der ganze Einmarsch mit der

Unterstützung der UNO geschehen, hätte man das Ganze sogar diskutieren können. Bemerkenswert fand ich, dass der Irak-Krieg von den gleichen Medien anders wahrgenommen wurde als der Golfkrieg vor zwölf Jahren.”

Nochmals zu den Medien. Geht durch die verstärkte mediale Darstellung nicht auch die Authentizität des Einzelnen verloren?

“Zweifelsohne. Wir haben in den letzten Jahren erlebt, wie durch die Medien Politiker oder Wirtschaftsgrößen hochgeschwemmt wurden, die ihrem Image gar nicht gerecht werden konnten. Dies hatte für viele schmerzliche Folgen. Dafür habe ich in meinem Roman ‘Abwässer’ den Begriff ‘behaftbar’ erfunden, wonach der Mensch für sein Tun belangt werden kann. Dies ist für mich entscheidend. Moralität liegt nicht darin, wozu einer sich bekennt, sondern, ob er das, was er sagt, auch tut. Da gibt es manchmal krasse Unterschiede: So sprachen wir immer von der humanitären Schweiz. Betrachtet man aber die Flüchtlingspolitik während des Zweiten Weltkriegs, so entpuppt sie sich in vielen Fällen als das bare Gegenteil.”

Viele Manager versuchten sich nach dem Börsenhype zu exkulpieren, indem sie behaupteten – April, April –, ihr Handeln sei zum damaligen Zeitpunkt richtig gewesen.

“Das ist ganz übel. Entweder ist etwas richtig oder falsch. Die ehemalige amerikanische Aussenministerin Madeleine Albright schreibt in ihren Memoiren, die Unterstützung der südamerikanischen Diktaturen sei aus heutiger Sicht höchstwahrscheinlich ein Fehler gewesen. Höchstwahrscheinlich ein Fehler! Wenn man die Verbrechen der Amerikaner kennt, ist diese Aussage ein Hohn. Auch der einstige Verteidigungsminister Mc Namara bezeichnete später den Vietnam-Krieg als Irrtum. Es erstaunt, dass solche Kehrtwendungen, die tausenden von Menschen das Leben kosteten, in der Öffentlichkeit gar nicht weiter zur Kenntnis genommen werden.”

Wie müssten diese Leute “behaftbar” gemacht werden?

“Solche Leute – ob Manager oder Politiker – müssten für den entstandenen Schaden verantwortlich gemacht werden können. Natürlich kann man im Voraus niemals sagen, ob ein Entscheid richtig oder falsch sein wird. Trotzdem kann man seine Tendenz feststellen. Es kann doch nicht sein, dass sich etwas – was genau geprüft wurde – nach ein, zwei Jahren ins totale Gegenteil wendet. Ich war einmal an einer Expertenrunde über Konjunkturdämpfungsmassnahmen eingeladen. Die anwesenden Bankiers gaben ihre Meinungen ab. Jeder argumentierte anders, bis einer der Teilnehmer aufstand und meinte: ‚Meine Herren, sind wir doch ehrlich, wir wissen nicht, in welche Richtung es läuft. Unsere Aufgabe ist es aber, rein pragmatisch festzustellen, welche es sein könnte.‘ Diese Haltung hat mich stark

beeindruckt. Es zeigt aber das ehrliche Bemühen, einen Entscheid nüchtern und emotionsfrei aufgrund von Fakten zu treffen.”

Aber gibt es nicht für jeden Fehlentscheid sogleich eine Entschuldigung? So war bei der Swiss die Krankheit Sars für den schlechten Geschäftsgang verantwortlich.

“Das Leben verläuft nicht monokausal, sondern ist von vielen Entscheiden abhängig. Trotzdem wird niemand für seine Entscheide behaftbar gemacht. Wir leben in einer Kultur der mildernden Umstände. Das beginnt bereits bei den jungen Menschen. Wenn einer einen Unfall verursacht, ist er dafür nicht als fehlbarer Lenker verantwortlich, sondern man sucht sogleich nach Entschuldigungen wie Stress, Krankheit oder Depressionen.”

Woher kommt diese Haltung?

“Alle wollen in Freiheit leben. Doch Freiheit hat nicht nur Vorteile, sondern bedingt auch Verantwortung. Man stützt sein Handeln nicht ungern auf Parteiprogramme oder Religionen ab. Wenn man aber in der absoluten Freiheit leben will, gibt es auch keine Entschuldigungen mehr. Ich plädiere für die Abschaffung der mildernden Umstände. Natürlich ist es für jeden Manager bereits im Vorfeld angenehm zu wissen, wie hoch die Abfindung bei seinem Scheitern sein wird. Das hat aber mit dem Tragen von Verantwortung wenig zu tun.”

Der deutsche Philosoph Peter Sloterdijk meinte in einem “pesönlich“-Gespräch, der wahre Profi sei der Formalist, wer sein Gewicht hingegen auf den Inhalt lege, handle amateurhaft.

“Ich würde es anders formulieren. Es wundert, dass in Zeiten, in welchen das Äussere dominiert, noch nie jemand schöne, aber inhaltsleere Verpackungen verkauft hat. Diese aber in verschiedenen Grössen. In New York habe ich einmal eine Dose mit New Yorker Luft gekauft. Dies zeigt, was ich meine.”

Aber ist es nicht ein bisschen zynisch, dass die Verpackung diesen Stellenwert erhalten hat?

“Der Stellenwert der leeren Phrasen hat zugenommen, weil die Gesellschaft weit gehend ihre Orientierung verloren hat. Diese schmerzhaft Erfahrung mussten wir in den letzten Jahren mit der Wirtschaft machen – ich erinnere an die fantastischen Prognosen beim Börsenhype. Die Kommunisten kleideten ihre ganze Weltanschauung in Worte. Alles war erklärbar, es gab keine Widersprüche zur Gegenwart. Traten aber Fehler auf, gab man nicht der Ideologie, sondern der Realität die Schuld. Irgendwann war aber der Graben zwischen Sein und Schein so tief, dass es einen riesigen Chlapf gab.”

Christoph Blocher meint, das linke Modell gehe von einem falschen Grundmuster des Menschen aus.

“Ich weiss nicht, ob das liberale Modell das Erfolgversprechendere ist. Nach deren Ideologie soll der Einzelne tun können, was er will, um auf diesem Weg Wohlstand und Glückseligkeit zu erreichen. Doch solch simple Erklärungsmuster taugen längst nicht mehr zur Bewältigung der Probleme.”

Sie haben einige Bücher über Südamerika und Kalifornien geschrieben. Entstehen diese Bücher in Zürich oder am Ort des Geschehens?

“In einem Buch über Brasilien habe ich den Tod eines Kindes beschrieben. Zuhause angekommen, habe ich über diese traurige Begebenheit reflektiert. Das tote Kind steht für die Situation des brasilianischen Nordostens. Geschrieben habe ich das Buch in Zürich, um anschliessend das Ganze in Südamerika auf seine Richtigkeit zu überprüfen. Mittlerweile wurde der beschriebene Bahnhof durch einen neuen ersetzt. Der ganze Schreibprozess ist eine Mischung zwischen Reflexion und Gegenlesen. Dies erzeugt ständig neue Emotionen.”

Wie entdecken Sie Ihre Themen?

“Oftmals sind konkrete Situationen ausschlaggebend. Bei den ‘Abwässern’ war es der Neubau der Kanalisationsanlage in unmittelbarer Nachbarschaft. Dabei machte ich die Erkenntnis, dass die Kloake etwas Urdemokratisches ist und keine Unterscheidung zwischen arm und reich, rechts und links erlaubt. Bei der ‘Kranzflechterin’ stellte ich das Zürcher Industriequartier dar, in welchem ich aufgewachsen bin. Daneben gibt es auch den rein literarischen Einstieg wie bei den Fabeln.”

Woraus entsteht dann Kreativität?

“Alles Kreative entsteht aus einem Mangel oder aus Zerrissenheit. Das Ungenügen der Welt fördert die Kreativität. Ich erinnere mich dabei an einen alten jüdischen Witz. Ein Ehepaar hatte einen Sohn, der sich bis zum fünften Lebensjahr weigerte, den Mund zu öffnen. Die Eltern machten sich bereits Sorgen. Eines Morgens sagte der Junge am Frühstückstisch: ‘Konfitüre’. ‘Warum sprichst du plötzlich?’, fragte der Vater völlig verblüfft. ‘Bis jetzt war ja alles da’, antwortete der Junge. Weil eben nicht alles da ist, beginnt man zu schreiben.”

Dieses Ungenügen hält die Welt in Bewegung...

“Ja. Zwar versucht man mit Gesetzen, die Realität in den Griff zu bekommen, doch kaum sind diese Gesetze erlassen, müssen sie bereits wieder revidiert werden. Ich habe einmal vorgeschlagen, die Präambel der Bundesverfassung ‘im Namen Gottes’ durch ‘im Namen der Revision’ zu ersetzen. Jede Lösung schafft bereits wieder die Grundlage für neue Probleme. Dies

widerspricht der Auffassung, wonach es für alles eine einhellige Lösung gäbe.”

Fühlen Sie sich von der Kritik manchmal missverstanden?

“Ich habe mit der Kritik zu leben gelernt. Bereits einige Male habe ich die Erfahrung gemacht, dass das gleiche Buch 20 Jahre nach dem Erscheinen von den Kritikern völlig neu bewertet wurde. Auch in einer fremden Übersetzung kann es einen neuen Charakter erhalten. Die Franzosen haben den ‘Immunen’ mehr auf seine gesellschaftliche Kritik untersucht als die Deutschen. Kritik wird dann spannend, wenn Dinge aufgedeckt werden, die man selbst übersehen hat. Aber es gibt natürlich Momente, in denen Sie sich unverstanden fühlen. Das hängt auch mit der Eitelkeit des Autors zusammen.”

Martin Walser hat den “Tod eines Kritikers” verfasst...

“Das würde ich nie tun. Aber es gab schon Momente, in denen ich richtig gehend sauer wurde. Ein deutscher Kritiker hat einmal gesagt: ‘Nun schreibt der Schweizer Loetscher den gleichen Stil wie seine deutschen Kollegen.’ Der gute Mann hat aber vergessen, dass ich schon immer so geschrieben habe.”

Was sind Ihre nächsten Buchprojekte?

“Ich habe zu DDR-Zeiten in Jena eine Vorlesung zum Thema ‘War meine Zeit meine Zeit?’ gehalten. Jetzt würde ich dieses Thema erweitern und über Herkunft, Grenzen und das Heimatgefühl schreiben. Während meines Lebens hat sich dies ständig verändert. Als kleines Kind habe ich die Schweiz immer mit Schneebergen und einer Schweizer Flagge gezeichnet. Als ich vor kurzem von Mexiko nach Europa zurückflog, erkannte ich als erstes Schneeberge. Es handelte sich aber nicht um unsere Alpen, sondern um die spanische Sierra.”